

## Am Rande der Zeichen: Auf der Suche nach dem unsichtbaren Anderen der Zeichen

*Philipp Stoellger*

### Am Ende der Zeichen

Am Ende der Zeiten kein Ende der Zeichen, so lautete Ingolf U. Dalferths These seiner Antrittsvorlesung einst, gegen Augustin. Das dürfen wir hoffen, auf daß nicht im Eschaton alle Differenzen verschwimmen und wir uns nur noch zeichenlos unverständigen könnten. Im All der Geister sich nur noch mit Blicken zu begegnen, wäre doch einigermaßen gestört, aphatisch und alektisch. Es wäre ein Ende der Kultur, statt deren Vollendung. Es erinnerte daher mehr an Barbarei diesseits des Menschen mit Wort und Sprache.

Kein Ende der Zeichen, das ist ein Hoffnungsgut mit guten Gründen. Aber sollte deswegen gelten, alles sei Zeichen, wie etwa Günter Abel (anfangs noch) meinte? Alles ist immer zeichenhaft gegeben, in, mit und unter Zeichen. Aber wenn alles in Zeichen gegeben ist, ist längst nicht alles Zeichen, wie Hans Lenk ihm erwiderte. Sonst drohte die inverse Barbarei: nur noch Zeichen und nichts sonst zu ›haben‹. Das wäre vielleicht die Vollendung des Zeichens in seiner Ubiquität. Aber es wäre mehr als das: der Verlust der vielen Anderen des Zeichens. Denn nur noch Zeichen, wäre zuviel Zeichen und zuwenig Anderes. Insofern ist die Rettung der Differenz von Zeichen und Nichtzeichen wohl auch ein Hoffnungsgut.

Die so leistungsfähige wie viel gepriesene ›Ontologie der Zeichen‹, Zeichen als reale Relationen zu verstehen – kommt hier an ihre Grenzen. Nur leider selten darüber hinaus. Denn wenn alles was ist, als Zeichen gelten soll, was ist dann Nicht-Zeichen? Was ist dann das Zwischen den Zeichen, den Zeilen, den Seiten? Die semiotische Ontologie neigt daher zur ›Ontosemiologie‹, wie Jochen Hörisch das nennen würde: die alte Intuition oder die semiotische Wette auf die differenzierte Identität von Sinn und Sein oder von Zeichen und Sein.

## Alles Zeichen?

Wir leben in der ›Zeit der Zeichen‹, so Ingolf U. Dalferths These. Nicht erst am Ende der Zeiten, sondern schon in der Zeit leben wir von dieser Differenz. Sonst würden wir schwerlich leben können. Das ist banal, aber für manche Semiotiker ein Problem. Denn wenn Zeichen ›reale Relationen‹ sind, wenn daher Zeichen *sind* und Sein *Zeichen* ist – droht alles zum Zeichen zu werden. Das Zeichen als ontologischer Grundbegriff würde monistisch, zur ontologischen Monokultur werden, wenn es keinen Unterschied mehr machen würde zwischen Zeichen und Nichtzeichen.

Was aber soll das sein, das ›Andere‹ des Zeichens, ein ›Nichtzeichen‹? ›Erlebnis‹ oder ›Widerfahrung‹, krude Dinglichkeit oder reiner Geist, Gott oder Chaos?

Schleiermacher kannte die Differenz von Symbol und Organ. Was als Werkzeug gebraucht wird, ist primär Werkzeug, nicht Zeichen. Es kann zwar *auch* als Zeichen gebraucht werden, etwa wenn es später von Archäologen entdeckt wird, aber das ist sekundär und ein *anderer Gebrauch*. Der Gebrauch macht den Unterschied.

Harträckigen Ontosemiotikern wird das allerdings nicht genügen. Denn selbstredend sei das Werkzeug schon *im* Gebrauch *als* Werkzeug auch Zeichen. Dem ist schwer zu widersprechen. Denn wenn man erst einmal das Zeichen zum ontologischen Grundbegriff gemacht hat, ist das entsprechende transzendente Argument unwidersprechlich.

Vorkritisch ist daher die Differenz Augustins von signum und res. Auch wenn alles erst einmal res sei, sei es doch auch als signum zu gebrauchen – und erst als signum für Gott recht gebraucht. Damit wird der semiotische Spieß umgedreht und alles zur res, das erst in seinem Gebrauch zum Zeichen werde. Die Dinglichkeit vor ihrem Gebrauch als Zeichen ist dann per se und im Gebrauch als Ding *nicht* Zeichen. Das tendiert leider zum metaphysischen Realismus. Aber es trifft dennoch einen Punkt: es macht eine sinnvolle Differenz.

## Andere des Zeichens

Phänomenologisch kann man das zurückhaltender fassen: Gerüche, Geschmack, Tastbares und Unberührtes – zwischen gesprochenen Zeichen liegt der Rest der Welt, der allemal größer, dichter und vielfältiger ist, als die Zeichenuniversen. Aber ist *dieses* Zwischen schon das Zwischen den *Zeichen*? Wenn man alles für Zeichen erklärt, zu signa, die ursprünglich und letztlich auf die eine res, das ens

realissimum, verweisen – gäbe es zwischen den Zeichen nur wieder Zeichen, also kein Zwischen mehr. Es gäbe allenfalls ein *Jenseits* der Zeichen, Gott allein.

Das legt die Vermutung nahe, es müsse auch ein *Diesseits* der Zeichen geben. Wäre das die reine Materialität, *potentia passiva*? Körper ohne Seele, oder Fleisch statt Leib? Wären das Steine oder Regentropfen? Das wäre denkbar, wenn sie *nicht* als Zeichen gebraucht, gelesen und verstanden würden, nicht als Zeichen für die eine res. Aber recht verstanden wäre das Jenseits auch das Diesseits der Zeichen – nie und nimmer selber Zeichen, auch wenn es Spuren Gottes in der Welt geben mag.

Die ultimative *potentia* wäre nicht mehr Zeichen, wenn auch bezeichnbar, wohl oder übel. Die *potentia passiva* hingegen, die äußerste Impotenz, wäre *noch* nicht Zeichen, wenn auch beschreibbar wie eine Wachstafel. Diese äußersten Grenzwerte sind allerdings nicht selber «zwischen», sondern zwischen ihnen sind die Zeichen, mit ihrer Neigung, sich über beide Grenzen hinaus auszubreiten. Kein Wunder, daß nicht zuletzt die Kunst gelegentlich gegen dieses semiotische Unkraut angeht und «Nichtzeichen» inszeniert: etwas das sich nicht lesen läßt, nicht verstehen und nicht *als* Zeichen *in* Zeichen aufheben.

## Diskriminierung

*Zwischen* den Zeichen geht es allerdings erst einmal unspektakulärer zu. Zwischen den Zeichen, an ihren Rändern ist es weiß, was sonst. So wie hier:

Daher hat es nichts zu bedeuten, was dort nicht steht. *Wo* nichts ist, ist auch nichts zu lesen. Es sei denn, man beginnt zu halluzinieren und Text zu sehen, wo keiner ist: in den Eingeweiden oder im Kaffeesatz, im Vogelflug oder in den Wolken. Zwischen irgendwas und irgendetwas ist immer irgendetwas zu finden, wenn man lang genug sucht. Aber sind Kaffeekrümel und Gedärm «Zeichen»? Nur für den, der mit dem unbedingten Willen zum Zeichen *alles* für Zeichen erklärt.

Wohl dem, der dem widerstehen kann. Wenn alles Zeichen wäre, wäre nichts mehr «zwischen» ihnen. Oder zwischen den Zeichen wären – trivialerweise – nur wieder andere Zeichen. «Alles voll von Zeichen» – ist es das, was wünschenswert scheint? Selbst wer das wünschen würde, *horribile dictu*, müßte dankbar sein über das Andere der Zeichen. Sonst wäre die Zeitung schwarz, ganz und gar.

Schwarzes Papier ist ebenso unlesbar wie weißes. Die Zeichen brauchen die Differenz zu «Nicht-Zeichen». Sonst sind sie keine Zeichen mehr. Hier herrscht ein Diskriminierungsgebot aus schlichter Notwendigkeit. Kein Wunder, daß die Strukturalisten das Zeichen als *Differenz* bestimmten, oder daß die Systemtheorie vom «drawing a distinction» lebt. Sonst wäre alles eins und nichts mehr unterscheidbar. Die manifesten Zeichen brauchen die Differenz zum latenten Nichtzeichen. Daran erinnert nicht nur die Kunst.

### no sense und nonsense

Zwischen den Zeichen, zwischen den Zeilen und zwischen den Seiten herrscht im strikten Sinn nonsense, oder wenigstens no sense. Das ist offensichtlich, aber schwer zu sagen, was da eigentlich ist: wenn nicht Sinn, was dann? Wenn nicht Zeichen, was denn dann? Chaos, Weiße, Schwärze oder Materialität?

Ein Text ändert sich nicht, wenn er mit einzeiligem oder zwei-zeiligem Abstand gesetzt ist. Er verbraucht mehr Papier, aber das ist zum Glück geduldig. Außer vielleicht bei akademischen Arbeiten. Die setzt man besser einzeilig.

«Zwischen den Zeilen» steht nichts. Allenfalls wird zwischen den Zeilen *geschrieben*, sei es von Interlinearübersetzern oder von anderen Lesern. Denn Leser, vor allem einfallsreiche oder auch eifersüchtige, werden manches zwischen den Zeilen finden. Man denke sich beispielsweise einen Autor, der viel Frommes geschrieben hat und doch noch die Texte seines Kollegen läse. Das soll vorkommen. Und dieser Leser fände nun zwischen den Zeilen, was er selber schon einmal gedacht hat. Könnte er sich beklagen darüber, nicht zitiert zu werden? Oder noch seltsamer: er fände in den Zeilen, was er selber vor Zeiten zwischen den Zeilen zu verstehen gegeben habe, angedeutet, gemeint, aber nicht gesagt und geschrieben? Wenn solch ein Leser sich bei Ingolf U. Dalferth beklagen würde, nicht zitiert worden zu sein – was wäre das für ein Unfug. Auch das soll vorkommen.

Was zwischen den Zeilen steht, ist des copyright weder fähig noch bedürftig. Denn es wird unsichtbar geschrieben vom Leser. Allerdings – nicht ganz willkürfrei. Denn die Zeilen können dies oder jenes andeuten. Andeutungen, Anspielungen, versteckte Hinweise – all das sind *deiktische Dimensionen* des Textes. Nichts explizit Gesagtes, sondern eben «zwischen den Zeilen» Angedeutetes, indirekt Angezeigtes.

Das hat selbstredend auch esoterische Aspekte. Denn nicht jeder bemerkt und noch weniger verstehen solche Andeutungen. Das ist

nichts, worüber sich Empörung lohnen würde. Denn so sind Texte eben: mehrdimensional. Wie weit man sie nachvollziehen kann, hängt von der eigenen Lese- und Schreiberfahrung ab. Und die ist eben gestaffelt, diachron dimensioniert. Sollte man sich daher ärgern, dies oder jenes nicht zu verstehen? Oder ist das ein Ärger über die mehr oder weniger weit entwickelte Kompetenz der ‹Interlinear-Lektüre›?

## Weiß und Schwarz

*Zwischen* den Zeichen ist *das Andere der Zeichen*, dasjenige je ne sais quoi, von dem sie sich unterscheiden, sich abheben möglichst tiefschwarz. Ohne dieses Andere wären die Zeichen unterschiedslos, bloße Druckerschwärze. Ein Tintenfaß wäre ohne jedes Zwischen, reines Schwarz, indistinkt, der Grenzwert der beliebten ‹dichten Beschreibungen›: äußerste Dichte, äußerste Schwärze, ohne jedes Weiß dazwischen.

Erst das Andere der Zeichen läßt sie zum Zeichen werden, ermöglicht den Unterschied. Daher ist das Zwischen eine Möglichkeitsbedingung von Zeichen überhaupt.

Das ist selbstredend trivial; aber darum nicht weniger schwierig zu verstehen. Denn Zeichen zu verstehen, ist gängig und geübt. Das Andere der Zeichen hingegen bleibt unverständlich, wie die vermeintlich ‹schlechte Endlichkeit›, von der sie sich abheben. Was ist schon ein weißes Blatt? Alles und nichts, vor allem aber nichts, vor allem. Denn interessant wird es erst durch die Zeichen drumherum.



Ob es sich hier um einen Papierstapel etwa bei Gulde handelt, der Druckerei des Mohr-Verlages, oder um etwas anderes, ist dem

Philipp Stoellger

nicht anzusehen. Ist es pures Material einer Druckerei, das auf die Schwärze wartet, oder etwas anderes? Erst wenn ein Schildchen zu finden wäre, das sich auf diesen Stapel bezieht, könnte die Leere interessant werden; oder wenn es sich an einem Ort befände, in dem alles mögliche unter Kunstverdacht gerät. Wenn auf dem Schildchen stände: Robert Rauschenberg, White Painting [seven panel], 1951. Oil on canvas, 72 x 125 x 1 1/2 inches – dann wird's gefährlich, teuer und bemerkenswert. Darauf verweist auch schon der Ort, wo das zu finden ist: Solomon R. Guggenheim Museum, 1071 5th Avenue, 10128 New York City, NY, USA.

Wo die Weiße sich befindet und von wem, für wen und wie teuer sie ist, macht einen Unterschied, der ihr selber nicht anzusehen ist. Die ominöse Weiße in Mallarmés Poetologie – soll man das Blanchologie nennen? – ist die Feier der *potentia passiva*, des Raumes des Imaginären. «Un coup de dés», ohne wohl gesetzte Weiße, würde schal und seine Pointe verlieren.

## Materialität

Dieter Mersch handelt in seinem phänomenologischen Hauptwerk «Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis» im zentralen zweiten Teil über «Die Zeichen und ihr Anderes». Das ist nicht wenig und verspricht viel. Darin geht es um Zeichen und Materialität, über Sagen und Zeigen, Struktur und Ereignis – und schließlich um das «4. Hauptstück: Materialität». Darauf hat man gewartet, darauf läuft alles zu. Und was kommt?:



Ein leeres Blatt. Wenn das keine Enttäuschung ist. Das nackte weiße Blatt Papier, bedruckt nur mit diesem vielversprechenden Titel. Das ist «playing arts»: eine Demonstration ad oculos der nackten Materialität, ihres Daß, ihrer Präsenz und als Ereignis. Aber – dieses weiße Blatt ist in einem Buch versteckt und wird kaum im Kunsthandel landen, sondern in Antiquariaten. Diese Friedhöfe sterbender Bücher – oder wiederauferwecker – sind seltsam indifferent gegenüber weißen Blättern. Kunstverdacht ist ausgeschlossen, keine Skepsis, ob das nicht mehr sein könnte, als ein bloßes weißes Blatt. *Diese* Skepsis auszuschließen, ist auch ein Verlust an Möglichkeiten der Wahrnehmung. Schade eigentlich. Verdacht und Skepsis können auch etwas sehen lassen, was man sonst gar nicht in den Blick bekäme.

Aber – Skepsis ist auch bei dem weißen Blatt von Dieter Mersch unvermeidlich: es ist kein Weiß auf weißem Grund. Das wäre allenfalls eine geschwärzte Seite mit weißem Grund. Und selbst die wäre eine Replik des schwarzen Quadrates, wenn sich das denn verdoppeln ließe.

Nur – ohne die Zeichen drumherum, wäre das allenfalls ein Fehldruck. Auch das gibt es. Als ich in einem Tübinger Antiquariat, einst zu Studienzeiten, auf der Suche nach den Bänden von Günter Dux war, fand ich den Band «Geschlecht und Gesellschaft. Warum wir lieben». Das macht neugierig. Auch ohne an dieser Frage zu leiden, wollte ich doch die Antwort wissen. Aber außer dem bunten blauen Umschlag war in dem Band nichts außer weißen Seiten. Sollte das die Antwort sein, passend zu der abwegigen Frage? Wir lieben «ohn' Warum»? Wir lieben, weil wir lieben – und keine Zeichen können dafür ein Warum geben? Gründegeben ist abwegig bei dieser Frage. Das wäre für einen hegelianisierenden Soziologen eine raffinierte Antwort und auch eine demonstratio ad oculos – über die Grenzen der Soziologie. Aber – da der Band auffällig billig war, selbst im Antiquariat, war das wohl doch ein Versehen, ein Blindband eben, ein fake. Aber darum nicht weniger spannend. Denn wenn noch nichts *zwischen* den Zeichen steht, weil noch keine Zeichen stehen, muß man das Buch wohl selber schreiben, wenn man denn an der Frage leiden würde. Die ungeschriebenen Bücher sind in der Regel die klügsten.

Das Zwischen den Zeichen bleibt permanent und ambig: es kann die Freiheit der tabula rasa sein, die Weiße, die darauf zu warten scheint, beschrieben zu werden; oder aber die drohende Leere, die den horror vacui weckt. Potentia passiva ist die Möglichkeit des Wirklichen. Und zwar eine Möglichkeit, die immer präsent bleibt



– auch ein Hoffnungsgut. Am Ende der Zeiten wartet noch viel weißes Papier. «Kein Grund zur Sorge», sondern zur Gelassenheit, nicht alles jetzt schon schreiben zu müssen.

— Dr. Philipp Stoellger ist Professor für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Universität Rostock.